

Unterhaltungsblatt des Vorwärts

Nr. 243.

Sonnabend, den 13. Dezember.

1913

42] Helge Bendels Luftschlösser.

Ein Chicago-Roman von Henning Berger.

Der Masseur schnitt ihm kurz das Wort ab:

— Ach was, Du kommst doch bloß wieder zurück. Man fühlt sich nimmer wohl dort, wenn man einmal hier Blut geleckt hat. Man taugt nicht mehr für die Heimat — oder vielmehr, die Heimat taugt nicht mehr für uns.

Und nachdem Martell gegangen war, begann er davon zu sprechen, wie sich die Stadt verändert habe. Alles Alte verschwinde so nach und nach. — Du solltest bloß Dein Gelgeands-holmen sehen, von dem Du so viel geredet hast! sagte er. Und die Oper, und alle möglichen andern Gebäude...

— Aber das ist ja fast amerikanisch, wandte Bendel ein. Vielleicht sind auch Geschäfte und Menschen amerikanisiert — da würde ich vielleicht auf andere Weise hinpasse?

Maurik knurrte und sah verdrossen aus, Hugo Griff aber nickte:

— Vielleicht, alter Junge, vielleicht — wer weiß!

Mit der letzten Kunde Weißbier fingen sie an vertraulich zu plaudern. Und Hannover legte seine Eindrücke von der Vaterstadt genauer auseinander. Schön war sie, ja, und neu und modern wurde sie. Auch ein neues dramatisches Theater wollten sie jetzt bauen. Von Kirchen und großen, neuen Straßen draußen in der Basstadt gar nicht zu reden.

— Es sind gute Bankzeiten jetzt daheim, sagte Hugo.

Die beiden wohnten in der Chestnut Street. Helge Bendel mußte den Kabelaugen benutzen. Sie riefen einander Gutnacht zu, nachdem Griff ihn noch leise in halb scherzendem Ton nach den Fanchettis gefragt hatte:

— Und Deine Lilly — wie stets eigentlich?

Aber Helge schwieg hierüber und schwachte bloß irgend-einen ausweichenden Unsinn heraus, der den Freund ins-geheim beunruhigte. Er ward, seiner Natur gemäß, gleich wieder ernst und sagte:

— Ja, ja — jeder wie's ihm paßt.

Helge sah vorn beim Führer, wo der Luftzug wehte und man sich einbilden konnte, man fahre Auto. Die Lichtflut der großen Laterne spaltete in Triangelform das Nachtdunkel. Gegen die Glasscheibe taumelte im Lodestand ein Schwarm flimmernder Insekten.

Und daheim in der engen, dumpfen Kammer warteten die Nachtmahre der Träume.

Jetzt wußte man es. Die „Daily News“ war die erste. Die Lettern der Rubrik waren zwei Zentimeter hoch.

Armour war der Oppositionsmann gegen Reuter.

Aber noch hielt er stand. Die Preise wurden auf und ab getrieben. Natürlich war es der Vater, der ihm unsichtbar den Rücken deckte. Der Fleischkönig war von Wiesbaden zurück-gekehrt, ließ sich aber nicht sehen. Von den großen Kontor-lokalen in der La Salle Street aus — einem Bankpalast aus geschliffenem, lichtgrauem Granit und weißem Marmor — führte er den Krieg. Hinter vergitterten, reich geschnitzten Mahagonitüren, bewacht von Dienern und Detektiven, saß da in einer gebrechlichen, weißbärtigen Greisengestalt der Eisenwille, der beschloffen hatte, Reuters jugendlichen Ueber-mut zu brechen. Eine Hintertreppe führte zu einer Hofstür, vor der ein hermetisch verschlossener Wagen mit blau-eidernen Vorhängen hinter den blühenden Kristallscheiben harnte. Der Kutscher in blauer Livree saß unbeweglich und wartete, während zwei schneeweiße Kentuckyferde edelster Rasse ungeduldig stampften und hämenden an dem vergoldeten Gebiß kanten. Ihre prachtvollen, welligen Schweife reichten bis auf die Erde. Wie ein blauweißer Blitz fuhr Armour nach der Schlachtanordnung des Tages davon.

Reuter dagegen zeigte sich jeden Morgen auf der Börse. Mit dem wohlbekannten Lächeln und den gleichmütig freundlichen Augen hatte seine Persönlichkeit etwas zugleich Gut-mütiges und steinern Festes. In seinem zugedöppelten, dunkel-blauen, doppelreihigen Jacketanzug und den blauen, gelben Bulldogshaken, die Hände tief in den Taschen und eine unan-gezündete Zigarre im Mundwinkel — denn Rauchen war auf der Börse verboten — erschien er und promenierte in dem

Geheul und Tumult umher, gleich einem Befehlshaber auf seinem Verdeck. Sein Stiernaden war noch etwas stärker ge-worden, als ob die Stirn Stoßschläge und Stöße auffinge, und die Schultern erschienen noch breiter, vierkantiger. In zwei Tagen hatte er vier Millionen Dollar verloren.

— Wie hoch wird der ganze Krach kommen? fragte Noth Mr. Bradford zwischen zwei Cocktails in einer der Bärenbars.

— Der Weizen-Corner zirka fünfundzwanzig Millionen Dollar. Aber wie es sich verteilt, weiß ich nicht. Zoe selbst vermutlich acht oder zehn. Aber, mein Gott — bezahlen muß es ja der Alte. . . .

Daß auch der Vater sich in Chicago eingefunden hatte, wußten alle. Aber er ließ sich ebenso wenig blicken wie Ar-mour. Er war ein kleiner, schwärzlicher, zusammengeschrumpf-ter Hautfesen, der alte Abe, und wo er, gleich einer licht-scheuen Fledermaus, sich verkrochen hatte, das wußte nur der Sohn. Er hatte ein Duzend verschiedener Paläste zu seiner Verfügung — Wolkenkratzer, Hotels, Strandwegsbillen; aber es war wohl möglich, daß er infognito in einem billigen Logierhaus wohnte.

Und das Unwetter raste mit Donner, Blitz und Wolken-brüchen. Und die ganze Geschäftswelt vom einen Ende der Erde zum andern bebte.

Helge war von der Börse gekommen, wieder einmal ge-paßt vom Laumel dieses Malstroms. Weizenkörner wirbelten in seinem Kopf und seine Ohren dröhnten von Zahlen. — Buch für mich alles, was eure Schiffe tragen können! hatte Reuter gerufen. Ein einziges Frachtschiff, das größte existierende, hatte allein auf einer Reise eine Frachtrechnung von fünfzehntausend Pfund repräsentiert.

Bendel setzte sich, noch ganz wirr, und begann die Raum-verhältnisse der nächsten Woche auszurechnen.

— Und wenn er sich auf den Kopf stellt — er hat einen Vater, der bezahlt! dachte er. Er selbst trägt keinerlei Ver-antwortung. Er kann sogar wieder von vorn anfangen. Aber das Brot — das Brot, von dem wir leben sollen? Das müssen die armen Teufel in Indien, in Rußland mit ihrem Blut be-zahlen. Und ganz flüchtig kam ihm der Gedanke an den alten Bruch, von dem er hatte erzählen hören, daß, wer ein Stück Brot zu Boden fallen läßt, es aufhebt und küßt. . . . Man darf des heiligen Brotes nicht spotten. . . .

Jemand rief aus der Buchhalterabteilung seinen Namen.

— Ein Besuch!

An dem langen Kontortisch stand ein fremder Herr, in dem Helge auf den ersten Blick den Skandinavier, zum min-desten den Europäer, erkannte. Er war äußerst gut, fast zier-lich gekleidet — kulturell hätte man es nennen können. Das Gesicht war frisch und sonnenverbrannt, der Bart dunkelblond und sorgfältig gepflegt, von kurzgestutztem, französischem Schnitt. Ein Paar lebensfrohe, große blaue Augen strahlten vor verbindlicher Liebenswürdigkeit.

— Entschuldigen Sie, sagte er auf Schwedisch. Mein Name ist Björk, und ich soll Ihnen Grüße bringen von Doktor Akerblom in Philadelphia.

Seine Stimme war ebenso angenehm wie seine Erschei-nung, eine kultivierte, leise, aber deutliche Stimme; und sie klang so herzlich und er sah so aufrichtig entzückt und er-wartungsvoll aus, daß Helge lächeln mußte.

— Doktor Akerblom, dachte er. Das war der junge Zahn-arzt von Stockholm, der vor ein paar Jahren hier studiert hatte und bei Frau Brantström wohnte. Ja, freilich, er war oft der fünfte Mann gewesen bei Krugel.

— Danke! erwiderte Bendel. Sehr liebenswürdig! Wie geht es Akerblom?

— Oh, sagte der andere und strahlte noch mehr — aus-gezeichnet geht es ihm! Wir waren Studiengenossen — ich bin ebenfalls Zahnarzt — daheim in Stockholm und im Den-tal College in Philadelphia. Aber er schießt überall den Vogel ab; und denken Sie sich, Herr Bendel, er hat ein glänzendes Angebot bekommen als Assistent bei einem der ersten Zahn-ärzte von New York. Das ist ja gleichbedeutend mit den herborragendsten Dentisten der Welt. Aber er hat Heimweh und geht nach Hause.

— Geht er wirklich nach Hause! murmelte Helge. Das wäre doch eine Gelegenheit. . . .

Herr Björk unterbrach ihn nickend und lachend und mit beiden Händen gestikulierend:

— Freilich, freilich, selbstverständlich! Ein Vermögen, Erfahrung, große eigene Praxis. Aber wir sind nun einmal Schweden, mein lieber Herr Wendel. Und Sven kann einfach nicht ohne Stockholm sein. — Aber statt daß wir hier stehen — darf ich Ihnen nicht den Vorschlag machen, daß wir zusammen Frühstück essen?

Mit keinem Menschen wäre Selge Wendel lieber zum Frühstück gegangen als mit diesem sonnig-strahlenden Herrn Björk. Wie eine Verkörperung all der alten Länder zusammengekommen erschien er ihm, mit einem Zug von da und einem anderen von dorthier; alle aber sich vereinigend zu einem gemeinsamen Ganzen, ein bißchen russisch und finnisch in Feststimmung, und solide und breit skandinavisch, und gedeihlich und gemütlich deutsch, und verbindlich französisch, und ehrbar holländisch — mit anderen Worten: Europa, das heißt der Gegensatz zum Regenwetterpanke. Aber leider war es ja mitten in der brennendsten Arbeitszeit unmöglich, und so verabredeten sie sich auf später, zum Mittagessen.

— Aber nicht in irgend so einer amerikanischen Eiszwasseranstalt, sagte Herr Björk, wo man wie in einer Quäkerverkirche zwischen lauter heuchlerischen Frommtuern sitzt und wo jeder mißgünstig nach dem Tisch des Nachbarn schießt!

Sie entschieden sich für das große deutsche Restaurant Bismarck in der Randolph Street. Herr Björk logierte in dem alten Sherman House und wollte bloß wenige Tage bleiben. Dann wollte er sich den Westen noch ein bißchen ansehen, eh er dem Land den Rücken kehrte.

Wendel begleitete ihn ein Stück die Clark Street hinunter.

Als er zurückkam und wieder hinter seinen Kontraktlisten saß, überkam ihn so ein ausgelassenes Gefühl der Befriedigung, als hätte er seinen besten Freund nach zehn Jahren wiedergetroffen. Es war, als hätte er aufs neue Bekanntschaft gemacht mit etwas, das wiederzusehen er längst nicht mehr gehofft hatte. Fast hätte er sich einbilden können, er selber sei auf der Reise und würde in ein paar Tagen weiterfahren. Bloß sich das Land ein wenig anschauen, und dann — nach Hause!

Björk war der Sohn des reichen Brauereibesitzers.

— Weiß der Himmel, dachte Wendel, weshalb der Zahnarzt geworden ist; wahrscheinlich, damit er überhaupt etwas zu tun hat. Jetzt wollte er nach der Schweiz und Paris, um sich auf dem Heimweg noch ein bißchen umzusehen. Wie einfach und natürlich das klang: nach der Schweiz — nach Paris — mich ein bißchen umschauen. Ja, ja. —

Mr. Roth kam. Auch er schien ganz besonders aufgeräumt.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Kämpfer.

Von Magim Gorli.*)

In heiliger Ruhe geht die Sonne auf, und von den Felsen der Insel steigt ein graublauer Nebel empor, gesättigt mit dem süßen Duft der goldgelben Blüte des Sinfers.

Inmitten einer dunklen, schlürftigen Wasserfläche hingelagert sieht die Insel unter der blauen Himmelskuppel einem Opferaltar des Sonnengottes ähnlich.

Soeben sind die Sterne erloschen, aber noch glänzt die hellfunkelnde Venus, einsam in den kalten Höhen, hinter einer durchsichtigen Schicht leichter Wölkchen verschwimmend. Die rosig angehauchten Wolken flammen im Feuer des ersten Sonnenstrahls auf, und in dem ruhigen Schoß des Meeres spiegeln sie sich wie Perlmutter wider, die aus den blauen Tiefen emporgetaucht ist.

Die Gräser und die Blumenblättchen, beschwert mit silbernem Tau, strecken sich sehnsüchtig der Sonne entgegen. Gelle Taupfen hängen an den Stielen, füllen sich und fallen auf den Erdboden, der nach heißem Schlaf in Schweiß gebadet ist. Man möchte das leise Klingeln beim Aufschlagen der Tropfen hören und ist traurig, daß man das nicht kann.

In Anknüpfung an Andersens Worte: „Es gibt keine schöneren Märchen, als die das Leben ersinnt“ hat Magim Gorli uns die letzten Jahre mit Märchen der Wirklichkeit beschenkt, die jetzt unter diesem Titel gesammelt erscheinen. (Verlag J. Labyschikow, Berlin. Preis brosch. 3 M., geb. 4 M.). Diese zumeist in italienischem Milieu spielenden Märchen, von denen wir schon mehrere brachten, gehören zum besten, was uns aus sozialistischer Anschauungswelt zuteil wurde. Sie sollten in keiner Arbeiterbibliothek fehlen.

Die Vögel sind erwacht; sie flattern und singen im Laub der Olivenbäume, von unten her aber ertönen die tiefen Seufzer der See, die unter den Küffen der Sonnenstrahlen erwacht ist.

Und dennoch ist es still ringsum; die Menschen schlafen noch, und in der Frische des Morgens ist der Duft der Blüten und Gräser stärker vernehmbar als Töne und Geräusche.

Aus der Tür eines von Weinlaub überwucherten weißen Häuschens, das wie ein Boot aus grünen Wellen hervorlugt, tritt Ettore Cecco, ein Einsiedler, mit langen Affenarmen, dem nackten Schädel eines Weisen und einem mit Runzeln und Falten bedeckten Antlitz in den sonnigen Morgen hinaus.

Langsam hebt er die braune haarige Hand zur Stirne empor, blickt lange auf den sich rosig färbenden Himmel und dann nach allen Seiten hin. Vor ihm ergießt sich eine Flut goldigen und smaragdnen Lichtes in allen Schattierungen über das graue, lilafarbene Gestein der Insel; rosafarbene, gelbe und rote Blüten leuchten überall hervor; das dunkle Antlitz des Alten zittert in gutmütigem Lächeln; er nickt zufrieden mit dem runden, schweren Kopf.

Als trüge er eine schwere Last auf dem Rücken, so steht er da, den Oberkörper ein wenig gebeugt, die Beine breit auseinandergestreckt. Ringsum aber kündigt sich immer lauter und froher der junge Tag an; heller glänzt das Grün der Weinberge, lauter zwitschern die Buchfinken und Zeigige, im Gezäuch der Brombeere, Waldrebe und Wolfsmilch schlagen Wachteln an, irgendwo pfeift die Amsel, elegant und sorglos wie ein Neapolitaner.

Der alte Cecco streckt die langen, müden Arme über den Kopf empor, dehnt und reckt sich, als wollte er nach unten fliegen, zum Meer, das wie Wein in einer Schale vor ihm ruht.

Dann setzt er sich auf einen Stein vor der Tür, zieht eine Postkarte aus der Tasche, hält sie weit von sich, kneift die Augen zusammen und betrachtet die Schrift, lautlos die Lippen bewegend. Auf seinem großen, schon lange nicht rasierten, wie mit Silber bedeckten Gesicht ruht jetzt ein neues Lächeln, in dem sich Liebe, Trauer und Stolz eigenartig vereinen.

Auf dem Stück Pappe vor ihm sind zwei breitschulterige Burtschen in blauer Farbe abgebildet. Sie sitzen Schulter an Schulter nebeneinander und lächeln frohgemut, beide kraushaarig und großköpfig wie der alte Cecco. Ueber ihnen steht in großer, deutlicher Druckschrift:

„Arturo und Enrico Cecco,
zwei edle Kämpfer für die Interessen
ihrer Klasse. Sie organisierten 25 000
Textilarbeiter, deren Wochenlohn
6 Dollar betrug, und wurden
dafür ins Gefängnis gesperrt.
Ein Hoch den Kämpfern für
die soziale Gerechtigkeit!“

Der alte Cecco versteht nicht zu lesen, auch ist die Inschrift in einer fremden Sprache verfaßt. Aber er errät den Inhalt, jedes Wort scheint ihm bekannt und klingt laut tönend in seinen Ohren.

Diese blaue Karte hat dem Alten viel Unruhe und Sorgen bereitet. Er erhielt sie vor etwa zwei Monaten und erriet sofort instinktiv, daß etwas nicht in Ordnung war. Werden doch die Bilder der Armen nur dann veröffentlicht, wenn sie gegen die Gesetze verstößen.

Cecco steckte die Karte in die Tasche, sie lastete aber wie ein Stein auf seiner Seele und bedrückte ihn mit jedem Tage immer mehr. Schon mehrmals wollte er die Karte dem Priester zeigen, aber die Erfahrung seines langen Lebens hatte ihn von der Nichtigkeit des Spruches überzeugt: „Möglich, daß der Priester Gott die Wahrheit über die Menschen berichtet, den Menschen jedoch sagt er sie nie.“

Der erste, den er nach dem rätselhaften Sinn der Karte befragte, war ein blonder Künstler, ein langer, hagerer Ausländer, der oft zu Ceccos Häuschen kam, seine Staffelei aufstellte und sich zum Schlafen niederlegte, den Kopf in dem viereckigen Schatten des begonnenen Bildes verdeckend.

„Herr,“ fragte er den Künstler, „was haben diese Menschen begangen?“

Der Künstler betrachtete die lustigen Gesichter der Burtschen und sagte:

„Wahrscheinlich irgendeinen lustigen Streich . . .“

„Was steht denn darüber aufgedruckt?“

„Das ist englisch. Außer dem Engländer kennt diese Sprache nur Gott und meine Frau, wenn sie in diesem Falle die Wahrheit spricht. In allen anderen Fällen tut sie es nicht . . .“

Der Künstler war schwachhaft wie ein Zeigig und konnte offenbar über nichts ernst sprechen. Der Alte ging finster von ihm fort und erschien am folgenden Tage bei der Frau des Künstlers, einer dicken Dame, die in ein weites, durchsichtiges, weißes Gewand gehüllt im Garten in der Hängematte lag, vor Hitze zerjähmolt und mit ihren blauen Augen wütend zum Himmel empor sah.

„Diese Leute sind ins Gefängnis gesperrt,“ erklärte sie ihm in gebrochenem Italienisch.

Dem Alten zitterten die Beine, als bebe die ganze Insel unter einem plötzlichen Erdstoß. Dennoch fand er die Kraft zu einer zweiten Frage:

„Haben sie einen Diebstahl oder einen Mord begangen?“
„O, weder das eine, noch das andere. Sie sind einfach Sozialisten.“

„Was ist das — Sozialisten?“
„Das gehört schon zur Politik,“ sagte die Dame mit ersterbender Stimme und schloß die Augen.

Cecco wußte, daß die Ausländer ein einfältiges Volk sind, noch dümmere als die Kalabrier, er wollte aber die Wahrheit über seine Kinder erfahren und wartete deshalb geduldig, bis die Signora wieder ihre großen, schläfrigen Augen öffnete. In diesem Augenblick wies er mit dem Finger auf die Karte und fragte:

„Ist das ehrlich?“
„Ich weiß nicht,“ entgegnete sie ärgerlich. „Ich sagte Dir schon, das ist Politik, verstehst Du nun?“

Nein, er verstand nichts. Die Politik machten die Minister und die reichen Leute in Rom, um die Steuerlast der Armen zu erhöhen. Seine Jungen aber waren Arbeiter, prächtige Burschen, die in Amerika lebten — was hatten sie mit der Politik zu tun?

Die ganze Nacht saß er bei Mondenschein und mit dem Bildnis seiner Kinder in den Händen, das ihm nun schwarz erschien und noch finstere Gedanken einflößte. Am folgenden Morgen entschloß er sich, den Geistlichen zu befragen. Der schwarze Mann im Priestergewand entgegnete ihm kurz und streng:

„Die Sozialisten sind Menschen, die Gottes Willen leugnen. Das genügt Dir zu wissen.“

Und noch strengeren Tones rief er dem sich entfernenden Alten nach:

„Du solltest Dich in Deinen Jahren schämen, Dich um solche Dinge zu kümmern . . .“

„Gut, daß ich ihm nicht das Bild gezeigt habe,“ dachte Cecco. Nach drei Tagen begab er sich zu dem Barbier, einem Stutzer und Windbeutel. Von diesem Burschen, der kräftig war wie ein Esel, hieß es, er verkaufe seine Liebe für Geld an alte Amerikanerinnen, die angeblich hierher kamen, um die Schönheiten des Meeres zu genießen, die es aber in Wirklichkeit auf Abenteuer mit armen Burschen abgesehen hatten.

„Gott — Allmächtiger!“ rief dieser verdorbene Mensch aus, als er die Karte sah, und seine Wangen färbten sich rot. „Das sind Arturo und Enrico, meine Kameraden! O, ich beglückwünsche Euch von ganzem Herzen, Vater Ettore, Euch und mich! Nun habe ich noch zwei berühmte Landsleute, soll ich nicht stolz sein darauf?“

„Sprich keinen Unsinn,“ warnte der Alte. Aber jener schrie, mit den Händen durch die Luft suchtelnd:

„Das ist ausgezeichnet!“
„Was steht auf der Karte aufgedruckt?“

„Ich kann es nicht lesen, ich bin aber überzeugt, daß es die Wahrheit ist. Arme Kerle müssen große Helden sein, damit man endlich die Wahrheit über sie sagt!“

„Schweig still, ich bitte Dich!“ rief Cecco und entfernte sich, wütend mit seinen Holzpantinen über das Pflaster klappernd.

Er ging zu einem russischen Signor, von dem es hieß, er sei ein guter, ehrlicher Mensch. Er trat ein, setzte sich an das Lager, auf dem das Leben des Russen langsam erlosch, und fragte:

„Was ist hier über diese Leute aufgedruckt?“
Der Russe kniff die vor Krankheit farblos gewordenen traurigen Augen zusammen, las mit schwacher Stimme die Inschrift auf der Karte und wandte sich mit gütigem Lächeln an den Alten, der nun bat:

„Signor, Sie sehen, ich bin sehr alt und werde schon bald zu meinem Gotte abgerufen werden. Wenn die Madonna mich fragt, was ich mit meinen Kindern getan, werde ich ihr alles wahrheitsgemäß und ausführlich erzählen müssen. Das sind meine Söhne, die hier auf der Karte abgebildet sind, ich begreife aber nicht, was sie getan und weshalb sie ins Gefängnis gesperrt sind.“

Der Russe sprach darauf ernst und einfach:

„Sagt der Madonna, Eure Kinder hätten das Hauptgebot ihres Sohnes erfüllt: sie lieben ihre Nächsten in werktätiger Liebe . . .“

Eine Lüge kann nicht einfach ausgesprochen werden: sie erfordert Phrasen und Ausschmückungen. Der Alte schenkte deshalb dem Russen Glauben und drückte kräftig dessen kleine Hand, die die Arbeit nicht kannte.

„Es ist also keine Schande für sie, daß sie im Gefängnis sind?“

„Nein,“ sprach der Russe. „Sie wissen ja, die Reichen kommen nur dann ins Gefängnis, wenn sie zu viel Böses getan und es nicht zu verbergen verstanden haben. Die Armen jedoch kommen in den Kerker, wenn sie auch nur ein wenig Gutes haben tun wollen. Sie sind ein glücklicher Vater, das sage ich Ihnen.“

Und noch lange sprach er mit seiner schwachen Stimme zu Cecco; er erzählte ihm, wie die ehrlichen Menschen kämpfen, die die Armut, die Dummheit und all das Furchtbare, Böse besiegen wollen, das von Dummheit und Armut in die Welt gebracht wird . . .

Die Sonne brennt am Himmel wie eine feurige Blume und streut den Goldstaub ihrer Strahlen auf die grauen Felsen, aus deren Falten smaragdine Gräser und himmelblaue Blumen sich der Sonne entgegenstrecken. Die goldenen Lichtfunken flammen auf und erlöschen in den vollen Tropfen des kristallinen Taus.

Der Alte verfolgt aufmerksam, wie alles ringsum die lebendige

Kraft des Lichtes einsaugt, wie die Vögel arbeitsam umherschwirren, ihre Nester bauen und jagen. Er denkt an seine Söhne, die jenseits des Ozeans im Gefängnis der großen Stadt sitzen. Das ist schlecht für ihre Gesundheit sehr schlecht . . .

Sie sind aber im Gefängnis, weil sie ehrliche Burschen sind, genau so wie ihr Vater sein lebelang. Das ist gut für sie und für ihn.

Und das braune Antlitz des Alten zerschmilzt in stolzem Lächeln.

„Die Erde ist reich, der Mensch arm, die Sonne gut, der Mensch böse. Mein lebelang dachte ich daran, sprach es aber nicht aus, und sie errieten die Gedanken des Vaters. Sechs Dollar in der Woche, das sind vierzig Lire — oh! Sie aber fanden, daß das zu wenig ist, und fünfundsiebenzigtausend eben solcher Burschen wie sie stimmten ihnen bei: dies ist zu wenig für einen Menschen, der gut leben will . . .“

Der Alte ist überzeugt, daß die verborgenen Gedanken seines Herzens in seinen Söhnen groß geworden sind. Er ist stolz darauf, da er aber weiß, wie wenig die Menschen den von ihnen selbst täglich geschaffenen Märchen Glauben schenken, spricht er darüber nicht.

Nur bisweilen, wenn sein altes Herz überrollt ist von den Gedanken an die Zukunft seiner Kinder, erhebt sich der alte Cecco, biegt den arbeitsmüden Rücken gerade, sammelt die letzten Kräfte und schreit heiser in die Ferne hinaus, an seine Kinder weit über's Meer:

„Valio — o!“

Die Sonne lächelt sich immer höher über das dichte, weiche Wasser des Meeres erhebend, und die Leute in den Weinbergen antworten dem Alten:

„Di — i!“

Naturwissenschaftliche Bücher.

Von dem Werke „Die Wunder der Natur“ (Verlag R. Bong u. Co. in Berlin) liegt der zweite Band vor. Er gehört, wie der erste, zu jenen Erzeugnissen, die hauptsächlich der großartigen Entwicklung der Illustrationstechnik ihre Entstehung verdanken. Der Band vereinigt an hundert oder mehr kurze Artikel aus allen Reichen der Natur. Der Text ist oft recht kurz, die Abbildungen sind um so umfangreicher. Man kann sich eher den Text als die Illustrationen aus diesem Werke fortdenken. Demnach ein naturwissenschaftliches Bilderbuch im großen, selbst im prächtigen Maßstabe, mehr zum Bildungsnutzen als zur eigentlichen Belehrung eingerichtet. Aber die Mitarbeiter verstehen ihr Fach, und schon das Abbildungsmaterial, vieles in Farben und das meiste in passenden Photographien nach der Natur, lohnen die Anschaffung des Werkes für den, der sie zu erschwingen vermag. Unter seinen Mitarbeitern finden wir übrigens auch Wilhelm Bölsche. Von ihm liegt wieder ein Buch vor mit dem Goethewort „Stirb und Werde!“ als Motto. (Verlag Eugen Diederichs in Jena; Preis 5 M., gebunden 6,50 M.) Es ist das Thema vom Werden und Vergehen, das Bölsche hier abermals in abgerundeten Kapiteln aus dem unerhöchlichen Reichtum an Rätseln aus dem Erdenleben und aus dem Weltall behandelt. Er bleibt aber nicht in vergangenen Aeonen stehen, sondern erreicht zuletzt die Gegenwart mit Aufgaben über Fragen wie: „Was macht unsere Schule mit dem angeborenen Talent?“ und „Wie und warum soll man Naturwissenschaft ins Volk tragen?“ Eins seiner Kapitel: „Ist gegenseitige Hilfe ein Grundprinzip der organischen Entwicklung?“ wurde vor einigen Wochen auch an dieser Stelle abgedruckt. Außer diesen sozialen Themen finden wir u. a. Aufsätze über die Farben der Urwelt, über den Strahlungsdruck und das Rätsel der Herkunft des Lebens, über die heikumstrittene Frage nach der Vererbung erworbener Eigenschaften, die Bölsche besonders umsichtig bespricht. Dichter und Forscher in einer Person, bringt er uns auch ein Märchen in Versform. Seine Prosa ist die alte geliebte, oder vielmehr sie hat zu ihrem Vorteil von den Maniertheiten, die ihr noch anhafteten, verloren. Wer Gelegenheit hat, diesen Bölsche zu lesen, lasse sie sich jedenfalls nicht entgehen.

Zwanglos leitet uns der Name dieses Schriftstellers, dessen Hauptfach die Zoologie ist, zu dem neuen Aquarium im Zoologischen Garten. Durch diese großartige Anlage ist der ohnehin starke Sinn des naturfreundlichen Großstädters für die Zimmeraquarien von neuem angereizt worden. Darum seien einige Bücher über diesen Gegenstand angeführt. Zernerkes „Leitfaden für Aquarien- und Terrarienfremde“ (Verlag Quelle und Meyer, Leipzig; Preis gebunden 7 M.) hat seine Brauchbarkeit erwiesen, denn er liegt bereits in vierter Auflage vor. Es ist ein reich illustriertes Handbuch, das auf alle Fragen Antwort gibt, die dem „Aquarianer“ aufstoßen können. Billiger sind: „Das Süß- und Seewasseraquarium“ von Berndt (Theodor Thomas Verlag, Leipzig; Preis gebunden 3,75 M.) und „Das Aquarium“ von C. Heller (Verlag Quelle u. Meyer, Leipzig; Preis gebunden 1,80 M.). Das Buch von Berndt erstreckt sich wie Zernerkes Leitfaden auch ausführlich auf die Einrichtung von Seewasseraquarien, die bei weitem einfacher und viel weniger kostspielig ist, als gewöhnlich angenommen wird. Allerdings wird stets vorausgesetzt, daß der Naturfreund Zeit genug hat, der Einrichtung seine Aufmerksamkeit zu widmen. Am populärsten ge-

geschrieben ist das Hellersche Buch, das sich auf Süßwasseraquarien beschränkt, Tiere und Pflanzen der Heimat besonders berücksichtigt und daher Anfängern sehr zu empfehlen ist.

Die Liebhaber von Terrarien und Insektarien seien auf das Buch von N. Scholz: „Bienen und Wespen“ (Verlag Quelle u. Meyer, Leipzig; Preis gebunden 1,80 M.) aufmerksam gemacht. Honigbienen und Hummeln haben eine Reihe kaum weniger interessanter Verwandten, deren Leben und Treiben hier von einem guten Kenner dieser geistigen Elite der Insekten gut geschildert wird. Von einer Uebersetzung mit Namen hat Scholz sich ferngehalten. — Eine billige aber gute Belehrung über die allgemeinen biologischen Fragen (Zellenlehre, Fortpflanzung usw.) findet man in Thomas Volksbüchern: „Allgemeine Biologie“ von Lipschütz (Verlag Theod. Thomas, Leipzig; Preis des 1. Teiles über Zellenlehre 40 Pf.) und in dem Kleinfachbandchen: „Vom Keim zum Leben“ von Lampert (Preis 60 Pf.); beide sind illustriert.

Im auch das dritte der drei Naturreiche nicht zu vergessen, vermerken wir A. Vergs „Geologie für jedermann“ (Th. Thomas Verlag, Leipzig; Preis gebunden 3,75 M.). Es ist eine Einführung in die Erdoberflächenkunde, die hier überall auf Beobachtungen im Freien gegründet wird. Sie ist „für jedermann“, insofern sie verständlich geschrieben ist, aber für den Anfänger, dem geologische Dinge bisher fremd waren, ist sie zu ausführlich. Ihm ist das vom selben Verfasser bearbeitete Schriftchen: „Wie unsere Erde geworden ist“ (Theod. Thomas Verlag, Leipzig; Preis 40 Pf.) zu empfehlen. Die wesentlichsten geologischen Begriffe gegenständlicher Art sind darin ebenfalls (auch bildlich) gut klargestellt. In das Kapitel der Geschichte der Erde gehört auch Wommelies „Riesen und Drachen der Vorzeit“ (27. Bändchen der „Kleinen Bibliothek“, Verlag S. S. Diez Nachf. G. m. b. H., Stuttgart; Preis 75 Pf., gebunden 1 M.). Die versteinerten Saurier, Höhlenbären, Mastodonten usw., die hauptsächlich vor dem Auftreten des Menschen die Erd- und Meeresoberfläche belebten, sind von Wommel in ihren wichtigsten und furchtgebietendsten Exemplaren im Volkston frisch und munter heruntergeschildert worden. Schon die Einleitung, in der mitgeteilt wird, daß nach den „Uniersuchungen“ eines französischen Gelehrten (zu Anfang des 18. Jahrhunderts) Adam 335, Eva 37 Meter hoch war, stimmt heiter. Aber der Brontosaurus, der soviel wog wie zehn Elefanten, war kein Märchen, und mit geheimem Grinsen lesen wir gern, was man von diesen verschwundenen Tieren und ihren Vettern weiß. L. L.

Kleines Feuilleton.

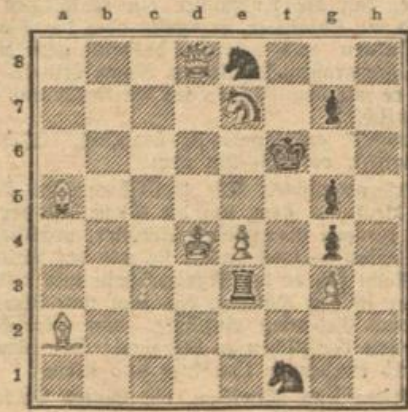
Medizinisches.

Die Zahnfäule als ansteckende Krankheit. Dr. Jones, der im britischen Journal für Zahnheilkunde einen Bericht über die Erfahrungen an einer großen Zahnschullinik veröffentlicht, versucht den Beweis zu führen, daß die Zahnfäule (Caries) zu den ansteckenden Krankheiten zu rechnen sei. Bisher ist die Krankheit hauptsächlich auf die Gärung von Nahrungsmitteln, insbesondere der Kohlenhydrate, zurückgeführt worden, die an den Zähnen haften bleiben und sich in Milchsäure umwandeln. Der Frage der eigentlichen Ansteckungsart der Zahnfäule von Mensch zu Mensch ist vorläufig in Fachkreisen wenig Glauben entgegengebracht worden. Ueberzeugend wirken die dafür angeführten Beweise noch immer nicht. Daß die in die Schullinik behandelten neuen Patienten in der Regel ältere Geschwister hatten, die schon von der Krankheit befallen gewesen waren, zeugt zunächst nur für die allgemeine Verbreitung der Caries, die allgemein als das häufigste Leiden der Menschheit überhaupt bezeichnet wird. Ferner wird der Schluß ins Feld geführt, daß eine Ansteckung von einem Menschen auf den anderen möglich sein müsse, wenn sie von einem Zahn auf den anderen geschehen kann. Auch das ist aber noch fraglich.

Wichtiger ist der Hinweis auf den Vorstoß, den die Zahnfäule durch das Vorhandensein unbrauchbarer Zähne findet, indem sich an diesen besonders leicht eine Stöckung von Speiseresten einstellt. Der Satz läßt sich noch besser positiv ausdrücken, daß die Zahnfäule am sichersten vermieden wird, wenn jeder Teil des Gebisses an der Zerkleinerung der Nahrung teilnimmt. Der erfreuliche Fortschritt, der durch die Tätigkeit der Schullinik zu verzeichnen gewesen ist, dürfte noch weniger auf eine Verringerung der Ansteckung als auf die Verbesserung der hygienischen Verhältnisse und Gewohnheiten zurückzuführen sein. In der Hinsicht begegnet sich immerhin die Caries mit den ansteckenden Krankheiten, daß die Vorbeugung als das wichtigste bezeichnet werden muß und am meisten zur Einschränkung des Leidens beiträgt. Für die Annahme einer Uebertragung der Zahnfäule von Mensch zu Mensch fehlen aber nach wie vor die Grundlagen. Eben der Grad der Verbreitung macht es wahrscheinlicher, daß heute fast jeder Mensch den gleichen Ursachen unterworfen ist, die zu der Verderbnis seiner Zähne führen, auch ohne daß eine besondere Ansteckung vor sich geht.

Schach.

Unter Leitung von E. Maspin.
Unser Turnier: Motto „Latvijas feeds“.



2+ (80—51 1)

Berichtigung. Die Locoische Endspielstudie erweist sich doch als korrekt. (Weiß am Zuge: Ka1; BB d5, e4, g3. Schwarz: Kg8; BB d7, d6, g4.) Dr. Larrasch hatte recht in der Behauptung, daß Weiß gewinnt; denn auf 1. Kb1, Kg7 folgt 2. Kb1—c1! Das Feld c1 gehört nämlich ebenfalls zu der von uns unter Nr. 1 bezeichneten Gruppe (a1, a3, c3) von der Schwarz nur über das Feld g7 verfügt, das er also nun verlassen muß. Folgt aber Schwarz dem von uns richtig angegebenen „Prinzip der Vertretung von Gruppen, die vom Gegner momentan unerreikbaar sind“, so entwickelt sich z. B. folgendes Spiel: 2. Kf6; 3. Kd2 (Weiß folgt demselben „Prinzip“). Nun kann Schwarz 3. Kf7? wegen der Drohung Kd2—e3—f4 nicht spielen. Auch nicht 3. Ke5?; 4. Kd3 (e3), Kf6; 5. Kd4, Kc5; 6. e4—e5 zc.

Schachnachrichten. Am 30. November hielt der Weltmeister Dr. Em. Lasker im Wiener Arbeiter-Schachklub einen mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag, aus dem nach dem Bericht in der Schachspalte der „Wiener Arbeiter-Zeitung“ wir eine marlante Stelle zitieren: Der Erfolg im berechtigten Kampfe der modernen Arbeiterschaft um die Besserung ihrer politischen und wirtschaftlichen Lage ist nicht unwesentlich vom Eindringen des logischen Denkens, der Entschlußfähigkeit und Ausdauer in die Massen bedingt. Daß diese Eigenschaften durch die Kultivierung des Schachsports in freien Ruhestunden auf die Dauer erheblich gefördert werden, führte der Redner an der Hand zahlreicher schachtechnischer Illustrationen aus allen Phasen der Partie aus.

Am 3. Januar beginnt in Petersburg ein russisches Meisterturnier (neun Preise von 1000 R. abwärts), dessen erster Sieger in dem darauf folgenden internationalen Großmeisterturnier (nur für vormalige erste Preisträger) teilnehmen darf. (Die Preise von 2500 R. abwärts.)

Simultanvieler pflegten Damen gegenüber, die sich als Gegner zum Spiel melden, sehr oft nur aus Galanterie zu verlieren. Nächsteher bringen wir aber eine Partie, in der es J. Capablanca, trotz aller ernstlichen Mühe gegen eine Berlinerin neulich nur zu einem Remis bringen konnte.

Bierspringerspiel.

Im der Berliner Schachgesellschaft im November 1913 simultan gespielt.

1. Capablanca. Frau Broek.

1. e2—e4, e7—e5; 2. Sg1—f3, Sb8—c6; 3. Sb1—c3, Sg8—f6; 4. Lf1—b5

4. a7—a6!

Querst von uns als das beste empfohlen und heiter in der Praxis immer mehr und mehr Bürgerrecht erreichend.

5. Lb5×c6 *d7×c6

6. 0—0

6. S×e5, S×e4; 7. S×S, Dd4 zc.

6. Lf8—d6

6. Lf8—d6

6. Lf8—d6

7. d2—d4 Lc8—g4!

8. d4×e5 Lg4×f3

9. Dd1×f3 Ld6×e5

10. Le1—g5 0—0

11. Ta1—d1 Dd8—e8

12. Th1—e1 De8—e6

13. Lg5×f6 Le5×f6

14. Df3—h3

nebst D×a2. Jedoch war einfach a2—a3 vorzuziehen.

14. De6×h3

15. g2×h2 Ta8—d8

16. e4—e5 Td8×d1

17. Sc3×d1 Tf8—e8!

18. f2—f4 g7—g5!

19. Kg1—f2 Lf6—g7

20. Kf2—f3 g5×f4

21. Kf3×f4 f7—f6!

22. Kf4—f5 Kg8—f7

23. Sd1—f2 Te8—e6

23. f×e5!; 24. Sd3, Td8!

nebst event. Td2 hätte wohl gemomen.

24. Sf2—d3 f6×e5

25. Sd3×e5! Lg7×e5

26. Te1×e5 Te6—f6!

27. Kf5—g4 Tf6—g6!

28. Te5—g5 h7—h6

29. Tg5×g6 Kf7×g6

30. h3—h4 c6—c5

31. h4—h5! Kg6—f6

32. Kg4—f4 b7—b6

33. b2—b3 c7—c6

34. c2—c3 b6—b5

35. c3—c4 b5—b4

Remis.

Berücksichtigt die Drohung: L×S